

NR. 146
Dezember 2022
€ 8,00

infodienst

DAS MAGAZIN FÜR KULTURELLE BILDUNG



Kunst vor Ort

Urarbe

»MACHEN GEGEN VORURTEILE«

Dr. Felicitas Lowinski, Professorin für Theorie und mediale Praxis der Kulturpädagogik an der Hochschule Niederrhein, und **Dr. Thomas Meyer**, Professor für Praxisforschung in der Sozialen Arbeit an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg Stuttgart, über die Spezifika von kultureller Bildung einerseits und aufsuchender Jugendarbeit andererseits, was die beiden Professionen voneinander lernen und wie Kooperationen gelingen können

?: Mit welchen Inhalten kann aufsuchende Jugendarbeit punkten?

Thomas Meyer: Streetwork sucht Plätze auf, an denen sich junge Menschen aufhalten. Nicht selten gibt es dafür einen Auslöser, etwa, dass diese jungen Menschen »negativ« auffallen. Die Kommune beauftragt dann zum Teil auch Streetworker*innen, um gezielt hier oder dort vorbeizuschauen. Diese Jugendgruppen werden meist nicht mehr mit anderen Angeboten erreicht. Aufsuchende Jugendarbeit ist vor allem Beziehungsarbeit. Über Streetwork versucht man zwar, mit den Jugendlichen neue Kontexte zu erschließen, beispielsweise indem man sie an ein Jugendhaus anbindet – leider selten oder nie an einen Verein aus dem Themenspektrum kultureller Bildung oder eine Jugendkunstschule, vermutlich weil diese Player im Studium der sozialen Arbeit als mögliche Kooperationspartner kaum Erwähnung finden beziehungsweise in anderen Teilsystemen der kommunalen Handlungslogik verortet sind. Die jungen Menschen werden auch bei der Aneignung von Räumen unterstützt. Die aufsuchende Jugendarbeit übernimmt angesichts einer zunehmenden Stigmatisierung junger Menschen im öffentlichen Raum als problemverursachend eine Lobbyfunktion im Zusammenspiel beispielsweise gegenüber der Polizei oder gastronomischen Betrieben oder Gewerbetreibenden im Umfeld der jungen Leute.

?: Wo könnte aufsuchende Jugendarbeit noch nachschärfen?

Thomas Meyer: Oft sind es feste, geschlossene Gruppen, die Streetworkangebote annehmen. Und in der Arbeit mit diesen Gruppen verfestigt sich das eventuell sogar noch zusätzlich. Das ist sicherlich eine der großen Schwächen der aufsuchenden Arbeit. Eine gruppenübergreifende Gestaltung gelingt viel zu selten.

?: Was wäre das Gegenmittel?

Thomas Meyer: Man müsste stärker versuchen, mit anderen Gruppen zu mischen. In Baden-Württemberg gibt es mobile Jugendarbeit für junge Menschen, die sozial stark benachteiligt sind. Oft bleiben diese aber »unter sich«. Ziel sollte es sein, Brücken zu anderen jungen Menschen zu bauen – beispielsweise bei Konzerten oder in Jugendhäusern Kontakte anzubahnen. Typisch ist auch, dass es häufig sehr homogene Gruppen sind, Jugendliche mit bestimmten migrantischen Wurzeln, häufiger Jungs, selten oder keine Mädchen. Wir haben zurzeit sehr viele geflüchtete junge Menschen aus dem vorderasiatischen Raum, vor allem aus Syrien oder Afghanistan. Das Brückenbauen, beispielsweise

in Vereine, wäre wichtig für die soziale Integration.

?: Inwieweit erfüllt Kulturpädagogik ihren eigenen Anspruch, allen Kindern und Jugendlichen Teilhabe an kulturellen und gesellschaftlichen Prozessen zu ermöglichen?

Felicitas Lowinski: Von der theoretischen Debatte seit mindestens 15 Jahren. Kulturelle Bildung ist für alle Altersstufen und Zielgruppen gedacht – und alle werden auch in den Blick genommen. Die gesetzliche Verankerung im Kinder- und Jugendhilfeplan ist ebenfalls gegeben: Jedes Kind und jeder Jugendliche hat ein Recht auf kulturelle Bildung, aber die strukturellen Bedingungen hinken hinterher. Wenn ich jetzt an Herrn Meyer anschließen kann: Kulturpädagog*innen machen auch Stadtteilarbeit. Ich sehe neue Möglichkeiten, mit der mobilen Jugendarbeit zu kooperieren, um ein gemeinsames, an den Interessen der Jugendlichen orientiertes Projekt im Stadtteil zu entwickeln. Auf verschiedenen Ebenen sehe ich aber noch, dass gelingende Kooperation verhindert wird.

?: Wer sind die Verhinderer?

Felicitas Lowinski: Die kulturellen Einrichtungen müssen für aufsuchende Arbeit oft eigene Anträge stellen. Die Fördertöpfe sind nicht immer gut gefüllt. Oftmals ist es dann ein Leuchtturmprojekt, das gefördert wird, aber nachhaltige Strukturen werden oft nicht unterstützt. Die größere Schwierigkeit sehe ich ganz aktuell darin, dass die Absolvent*innen von Hochschulen und Universitäten, die Kulturpädagogik und Kulturvermittlung professionell lernen, keine eigene staatliche Anerkennung, etwa als pädagogische Fachkraft für



kulturelle Kinder- und Jugendbildung, erhalten. Es ist auch längst noch nicht allen Trägern bekannt, dass es uns als Fachkräfte gibt, oder es fehlen ihnen die Mittel, entsprechende Stellen für Kulturpädagog*innen zu schaffen. An beiden Schnittstellen arbeiten wir, aber die fehlende staatliche Anerkennung ist für die Absolvent*innen unserer Hochschule in der aktuellen gesellschaftlichen Situation die größte Hürde.

?: Einige Jugendkunstschulen unterhalten Jugendkunstschulmobile für aufsuchende Arbeit. Was sollte/könnte es darüber hinaus geben?

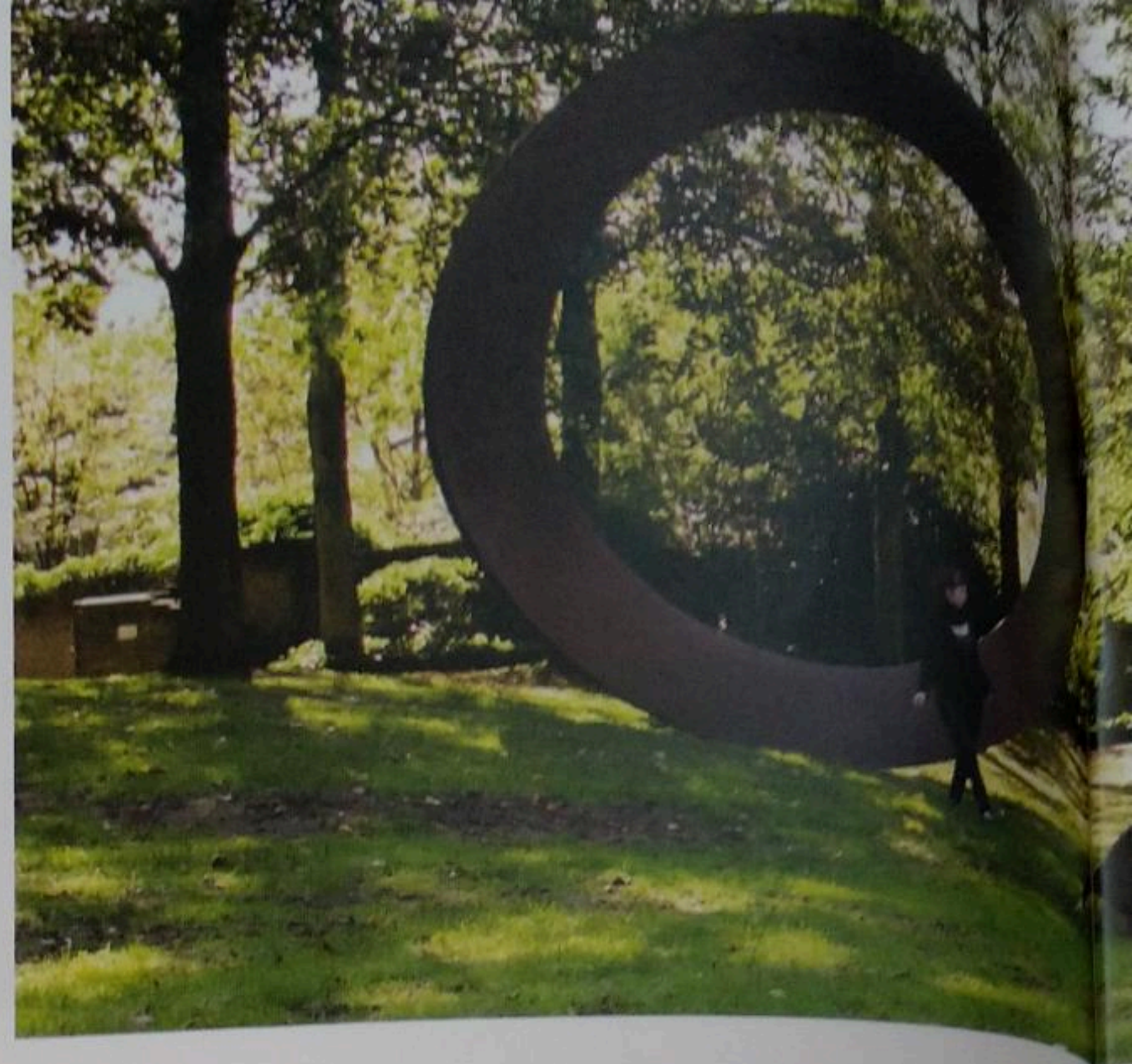
Felicitas Lowinski: Ich lebe in Neuss. Die dortige Schule für Kunst und Theater im Kulturforum Alte Post kooperiert mit einer offenen Tür mit entsprechenden »Schlüsselpersonen«, die schon Beziehungsarbeit etwa über HipHop-Projekte im Jugendheim gemacht haben. Sie sprechen die Sprachen der Jugendlichen und sind selbst künstlerisch in den Sparten Tanz oder Musik aktiv. Sie ermöglichen den Jugendlichen eine professionelle Aufführung. Diese Kooperation müsste, wie auch andere erfolgreiche Kooperationen, strukturell abgesichert sein. Das »Rausgehen« – outreach projects –, wie es auch die Museen und Theater allmählich tun, könnte und müsste noch viel stärker verankert werden, wenn man dem Anspruch »Kultur für alle und von allen« gerecht werden wollte. Die großen Kulturinstitutionen sind da sehr langsam und müssen sich etwas einfallen lassen, um die Menschen abzuholen und zu begeistern, gerade nach der Pandemie. In den Kommunen muss es regelmäßige Netzwerktreffen für alle Kultur-Akteur*innen geben, damit sich die unterschiedlichen Professionen

kennenlernen oder ihre Kontakte auffrischen. Multiprofessionelle Teams sind gerade für die Überwindung sozialer und kultureller Ungerechtigkeit das A und O.

Thomas Meyer: Wenn ich gleich mal kommentieren darf, was die Kollegin sagte: In Stuttgart haben wir ein Projekt initiiert, bei dem die Stadtbibliothek und aufsuchende Jugendarbeit kooperieren. Das ist ein tolles Beispiel für die Zusammenarbeit verschiedener Professionen. Die Stadtbibliothek wurde von verschiedenen Jugendgruppen geradezu überrannt, weil es dort kostenloses WLAN gibt. Die Leiterin hat dann die Mobile Jugendarbeit Stuttgart kontaktiert und gemeinsam wurden nach und nach Angebote für diese Zielgruppe entwickelt. Seit einigen Jahren macht die Bibliothek tolle Angebote im Bereich Lesen und Medien und organisiert Ausstellungen mit Handyfotos der Jugendlichen. Dieser äußere Anlass hat Tolles angestoßen und Hemmschwellen abgebaut.

?: »Kultur macht stark« ist nach wie vor das riesige Leuchtturmprojekt in Bezug auf kulturelle Bildung bundesweit. Wie wird es aussehen, wenn »Kultur macht stark« mal ausläuft?

Felicitas Lowinski: Menschen, die diese Projekte leiten, erleben, welche Prozesse ablaufen, wenn Jugendliche empowert werden und merken, was sie aus ihrem Leben machen können. Bei »Chance Tanz« im Rahmen von »Kultur macht stark« werden gezielt Hauptschüler*innen und Förderschüler*innen angesprochen. Die Projektleitungen sind oft begeistert, wenn sie sehen, welche Potenziale in den jungen Menschen stecken. Aber es hilft alles nichts: Kulturpädagogische Arbeit muss finanziert werden. Derartige Projekte lassen sich nicht aus dem normalen Förderetat bestreiten. »Kultur macht stark« darf eigentlich nicht auslaufen. Wenn ich an NRW denke, das sich ja seit 2014 als das Modellland für kulturelle Kinder- und Jugendbildung versteht, wird stark auf Schule gesetzt – auch in anderen Programmen, beispielsweise »Kulturforscher« oder »Kulturagenten«, sieht man vom »Kulturrucksack NRW« einmal ab, weil in der Schule vermeintlich alle sind, aber man trotzdem nicht alle erreicht. Nur in Düsseldorf erlebt jedes Grundschulkind gesichert kulturelle Bildung. NRW-weit oder auf die Brennpunkte bezogen liegt noch vieles brach.



?: Wie sieht es mit der virtuellen aufsuchenden Jugendarbeit aus?

Thomas Meyer: Es gibt im Grunde kein digitales Streetworking für den Erstkontakt, wohl aber digitale Formate, wenn bereits Kontakt zu Jugendlichen/Jugendgruppen besteht. Das hat großes Potenzial, weil der Sozialraum der Jugendlichen zunehmend digital dominiert ist. Es gibt auch ein digitales Jugendhaus, in dem man sich treffen und unterhalten kann, ähnlich wie Zoom oder andere Konferenztools. Mit digitalen Medien kann man tolle Sachen machen: Podcasts beispielsweise. Aktuell gibt es in Stuttgart ein Projekt mit Menschen, die über ihre Flucht erzählt haben. Die Podcasts sind auf einer eigens dafür eingerichteten Homepage eingestellt und können da angehört werden (vox711.de). Die Podcasts haben eine große Wirkung, weil sie sich auch Jugendliche anhören können, die zu Jugendlichen mit Fluchterfahrung normalerweise keinen Kontakt hätten. Für Vernetzung und Beziehungspflege bietet das Digitale ebenfalls große Chancen.

?: Wie ist die Altersspanne bei aufsuchender Jugendarbeit?

Thomas Meyer: Das ist ein bisschen vom Kontext abhängig. Mir fällt gerade ein Streetworkangebot in der Stuttgarter Innenstadt ein, das sich an junge Erwachsene wendet, bei dem es viel um die Themen Alkohol und Drogen geht – und vor allem um obdachlose junge Erwachsene. In den klassischen Stadtteilprojekten sind die Teilnehmenden normalerweise zwischen 14 und 18 Jahren alt. Es gibt mittlerweile auch mobile Kindersozialarbeit, die sich schon mit der Altersgruppe ab 10 Jahren beschäftigt. Es geht um problematische Kin-

dergruppen, die im öffentlichen Raum oder beispielsweise in den Shoppingmalls abhängen und teilweise auch kriminell werden.

?: Wie erfolgreich ist aufsuchende Jugendarbeit?

Thomas Meyer: Die Uni Tübingen hat eine Wirkungsstudie mit Fallanalysen gemacht und verschiedene Bereiche identifiziert. Die Hilfe, die man durch mobile oder aufsuchende Jugendarbeit bekommt, hat weitreichende biografische Bedeutung: Junge Menschen werden in Arbeit vermittelt, sie bekommen Hilfe bei Wohngeldanträgen oder familiären Konflikten und so weiter. Schwieriger nachzuweisen ist, ob sich Kriminalität insgesamt reduziert. Auf Einzelfallbasis lässt sich die Wirkung gut nachweisen. Rückmeldungen von Jungs und vereinzelt Mädchen nach dem Motto »Hätte ich Streetworker A oder Streetworkerin B nicht gehabt, wäre ich definitiv auf die falsche Bahn geraten«, gibt es nicht wenige. Die Wirkung ist insbesondere hoch bei jungen Menschen, die eine intensive Einzelfallbetreuung brauchen.

?: Könnte milieuübergreifende Jugendkulturarbeit ein Schlüssel zum Erfolg sein, um junge Menschen aus problematischen Verhältnissen zu erreichen?

Felicitas Lowinski: Ja, durchaus, aber das ist ein längerer Prozess. Ich habe mehrere Jahre in der offenen Kinder- und Jugendarbeit und auch als Streetworkerin gearbeitet. Die Jugendlichen brauchen erst mal Sicherheit in ihrer Gruppe. Sie wissen oft sehr genau, wo sie stehen in der Gesellschaft. Sie wollen erst mal mit Jugendlichen, die anders sind als sie, nichts zu tun haben. Es kursieren viele Vorurteile. Förder- oder Hauptschüler*innen

würden von sich aus nicht nur aus finanziellen Gründen keinen Fuß in eine Jugendkunstschule setzen, sondern weil sie sich mit diesen Sozialräumen nicht identifizieren. Aber es kann gut funktionieren, wenn man mit ihnen in Projekten der kulturellen Bildung erst mal was Eigenes macht und dann mit dem gewachsenen Selbstbewusstsein, mit der Erfahrung »ich kann was«, zusammen mit einer anderen Gruppe vielleicht im zweiten Jahr partizipativ etwas entwickelt. Der Schlüssel ist Vertrauen und über dieses positive Erlebnis geht dann auch Neues: Street Art oder Film beispielsweise. Es kann auch ein Kochprojekt sein. Ich habe einen weiten Kulturbegriff. Beim gemeinsamen Machen lösen sich die Vorurteile oft schnell auf.

?: Was Sie anführen, ist ein klares Bekenntnis für gesicherte Strukturen und gegen die nach wie vor weit verbreitete Projektitis.

Felicitas Lowinski: Auf jeden Fall. Insbesondere in Bezug auf die Arbeit mit Förderschüler*innen kann ich sagen, dass sie viel länger als die Jugendlichen, mit denen ich später noch gearbeitet habe, davon gezeit haben: Viele haben bis zuletzt Kontakt zu mir gehalten. Wir hatten für eine Aufführung alle einen Hoodie. Den hätten sie am liebsten gar nicht mehr ausgezogen. Diese Arbeit hat sie dabei unterstützt, ein erfülltes Leben zu führen, weil sie ihre Stärken entdeckt haben.

Thomas Meyer: Wenn's um die biografische Bedeutung geht, gibt's auch ganz unterschiedliche Typen. Es geht von existenziellen Hilfeprozessen bis hin zu Impulsen für kreative Hobbys. Über HipHop oder Poetry Slam entdecken sie vielleicht Talente, die bislang brach lagen.



?: Was kann aufsuchende Jugendarbeit, was kulturelle Bildung nicht kann oder will?

Felicitas Lowinski: Die klassische Einzelfallhilfe kann sie natürlich nicht. Für die Gruppen- und Stadtteilarbeit ist unsere Disziplin eine gute Partnerin.

Thomas Meyer: Und aufsuchende oder offene Jugendarbeit kann sich von der kulturellen Jugendbildung das konzeptionelle Denken abgucken. In der offenen Jugendarbeit wird gefragt, was die Jugendlichen machen wollen – HipHop hören, Kochen – das, was immer schon da war. In diesen Feldern der Jugendarbeit schmort man oft im eigenen Saft. Kulturelle Bildung kann Impulse geben, um den Horizont zu erweitern.

Felicitas Lowinski: Tatsächlich ist in der kulturellen Bildung die Reflexion dessen, was man tut, zusammen mit den Jugendlichen sehr wichtig. Dass benachteiligte Jugendliche so leben (müssen), wie sie leben, hat ja strukturelle Ursachen. Zu überlegen, wie man Jugendliche unterstützen kann, indem man nicht nur ihre Persönlichkeit stärkt, sondern sie in der Gesellschaft sichtbar macht, sie ermutigt, auch politisch zu werden und/oder Proteste zu unterstützen, ist sehr bedeutsam.

?: Nehmen wir einmal an, dass ein Betrag x zur Verfügung stünde, an den die Bedingung geknüpft ist, längerfristig etwas Gemeinsames auf die Beine zu stellen: Was können Sie sich vorstellen?

Thomas Meyer: Ich hätte sofort eine Idee. Gerade nach Corona sollten jugendkulturelle Festivals wiederbelebt werden – größere Events mit ganz unterschiedlichen Facetten. Ich denke an Bands, aber auch an künstlerische Workshops. Wir haben viel verloren und viele junge Menschen wollen vor allem Jugendkultur. Das würde ich gern finanzieren. Und es wäre spannend, ganz verschiedene Akteur*innen ins Boot zu holen, vielleicht in Kooperation mit einer Jugendkunstschule, einem soziokulturellen Zentrum, einem Jugendhaus. Und die Jugendlichen sollen das Event selbst organisieren.

Felicitas Lowinski: Ein Festival finde ich auch gut. Dabei muss es tatsächlich vor allem um ernstgemeinte Partizipation gehen. Wir müssen uns auch auf die Stadt, die Kommune einigen, in der das Festival stattfinden soll. Wenn richtig viel Geld da ist, würde ich gern im Vorfeld mit einem vielfältigen Team durch Schulen ziehen und die Jugendlichen fragen, was ihnen fehlt, was sie sich wünschen. Wichtig wäre mir, dass man verschiedene Perspektiven hat: die soziale, die kulturelle,

die politische. Und dann würde ich das klassische Teamer*innenmodell der offenen Tür anwenden. Optimal wäre es, Teamer*innen von verschiedenen Schulformen in aller Diversität zu gewinnen. Ein kulturelles Bildungsfestival im Sommer ist ein großer Magnet. Wünschenswert wäre zudem, wenn die beteiligten Institutionen, zum Beispiel Jugendzentrum, Jugendkunstschule, soziokulturelles Zentrum, Schulen, bei der Stange blieben, um gemeinsam eine nachhaltige Zukunftsperspektive zu entwickeln: mit AGs, mit Workshops, mit festen Angeboten. Und ich möchte noch einen weiteren Punkt anführen, der für ein Festival spricht: die öffentliche Sichtbarkeit, auch als politisches Signal. Insbesondere für den ländlichen Raum wäre ein Festival »mit Perspektive« auch ein Signal gegen die Abwanderung junger Menschen. Doch auch im städtischen Raum sollte es regelmäßige Kulturfestivals von und mit Jugendlichen geben, die sich mit ihren Fragen, Wünschen und Bedürfnissen auseinandersetzen.

Das Interview führte
Bärbel Müller